

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 15

Sonntag, den 12. April 1914

32. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 12. April. Hl. Osters.  
Montag, 13. Ostermontag  
Dienstag, 14. Tiburtius  
Mittwoch, 15. Anastasia

Donnerstag, 16. Benedikt  
Freitag, 17. Anisetus  
Samstag, 18. Apollon

Nachdruck verb.

## Hochheiliges Osterfest

Evangelium des hl. Markus 16, 1-7 (Die Auferstehung Christi).

In jener Zeit lauseten Maria Magdalena, Maria, des Jakobus Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und Jesum zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Türe des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinblickten, sahen sie, daß der Stein weggerollt war; er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angetan mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gefreuzigten; er ist auferstanden, er ist nicht hier; sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet aber hin, saget seinem Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa; daseibst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

\*

„Das Grab ist leer, der Held erwacht!“ — Ganz andere Klänge schallen uns heute in der Kirche entgegen, als in der Fastenzeit, zumal in der verfloffenen Woche, der Kar-, der Klagewoche! Heute umgibt uns nur Jubel, herzerhebender Jubel, und reine Osterfreude muß da auch einziehen in die empfänglichen Seelen.

Fast wie eine Entweihung der heiligen Stunden käme es mir vor, wollte ich heute vor Christen den Nachweis führen, daß unsere Osterfreude auf festen Füßen steht, daß es nicht eifler Wahn ist, den auferstandenen Gefreuzigten zu feiern, daß Christus wirklich als Sieger den Tod überwunden, das Grab glorreich verlassen hat. Ein Wunder wäre es ja allerdings, wenn diese Grundlehre unserer Hl. Religion, mit der gar nach des heiligen Paulus Wort unser Glaube steht und fällt, nicht in besonderer Maße ein Gegenstand des heftigsten Ansturmes der ungläubigen Kreise geworden wäre. Aber laßt diese Toten ihre Toten begraben! Einer begräbt die anscheinend so scharfsinnigen und doch so törichten Behauptungen des andern und setzt an ihre Stelle seine eigenen Ideen, die nur zu bald wieder anderen, gewöhnlich nicht besseren, zu weichen haben. Laßt sie ihre Toten begraben, und trennen wir uns des lebendigen Heilandes, der nun nach dem großen Auferstehungstage seinem Worte gemäß bei der Kirche, bei uns sein und bleiben will bis ans Ende der Tage.

Ja, Christus vivit! Christus lebt, nicht nur seine Gottheit, die ja ohnehin nicht sterben kann, es lebt auch seine Menschheit wieder, und herrlicher als zuvor! — Aber freilich, was nützt es uns, wenn er nicht in uns lebt! Was nützt uns seine Auferstehung, wenn wir sie nicht innerlich miterleben! So ist es tiefbegündet, daß uns die Kirche gerade zu dieser Zeit den Empfang der heiligen Sakramente zur ernstesten Pflicht macht. Wir sollen uns erheben vom Todesschlaf der schweren Sünde, sollen von uns streifen die Grabesfesseln entwürdigender Leidenschaften, sollen unsere Seele auferstehen lassen und befähigen zur Aufnahme der Gnaden des auferstandenen Heilandes. Der hätte ja keine wahren Ostern, der könnte nicht mit volstem Rechte singen: „Nun freuet euch von Herzen sehr!“ — Der zwar den Auferstandenen preisen, aber seinen eignen Seelentod beklagen müßte. Christus muß leben in uns, ja, wir müssen ein alter Christus, ein zweiter Christus werden, ein Mensch, der nicht am Grabe Christi stehen bleibt, sondern dem Auferstandenen, soweit es eben Menschen möglich ist, zu gleichen strebt. Verkärt ward sein Leib, unflößen von wundervollem Glanze, der auch auf seine Umgebung überstrahlte. So muß auch unsere Seele sein oder noch werden. Und nicht bloß sie selbst, sondern diese reine Klarheit auch auf andere überstrahlen und auch sie der geistigen Auferstehung entgegenführen. So, wie es (Weisheit 3, 7) heißt: „Die Gerechten werden glänzen und wie die Funken im Röhrchen sich bewegen“, so dürfen auch wir nicht ruhen und rasten, bis wir von unseren Angehörigen und Freunden sagen können: „Er ist wahrhaft auferstanden!“ Wie manches gäb's noch da zu wirken; wie manchem fehlte nur der edle Freund,

der zu ihm sprach: „Ich sage dir, steh' auf!“ Willst du ihm das nicht werden?

Im 1. Brief an die Korinther (15, 42-44) gibt der heilige Paulus die Eigenschaften an, die der Menschenleib bei der Auferstehung am jüngsten Tage haben wird: „Gesät wird er in Verweslichkeit, auferstehen wird er in Unverweslichkeit.“ Auch beim Leibe des auferstandenen Heilandes war es ähnlich. Der hl. Paulus sagt es ausdrücklich im Briefe an die Römer (6, 9): „Wir wissen, daß Christus, nachdem er von den Toten auferstanden ist, nicht mehr stirbt, der Tod nicht mehr über ihn herrschen wird.“ So soll es auch nun mit unserer Seele sein: der Sündentod darf nimmermehr über sie herrschen, nachdem Ostern ihre Auferstehung gesehen; Versuchungen, die Vorboten des geistigen Todes, sollen keine Gewalt mehr über sie haben, da sie jetzt „in einem neuen Leben wandelt.“

„Gesät wird der Leib in Schwachheit, auferstehen in Kraft.“ Die Rollen sind nun vertauscht; Christus vincit, Christus siegt, siegt durch die Apostel, die seinen Namen und seine Lehre in die Welt tragen, und Heidentum und Judentum bezwingen, siegt in seiner Kirche über Feinde und Gegner in den eigenen Reihen, siegt in Menschenherzen über Schwäche, Kleinmut, bösen Willen; das „in hoc signo vinces“ war so schon zur Wahrheit geworden, eke Konstantin das wunderbare Zeichen sah, wird Wahrheit bleiben, wie auch die Jahre fliehen und sich die Zeiten wandeln. — Hat er auch über uns gesiegt, oder besser: haben wir mit ihm gesiegt und überwunden? Gilt auch für uns: O Tod, wo ist dein Stachel, wo Hölle dein Triumph? So mögen wir wohl zu uns selbst gesprochen haben, als nach reumütigem Empfang der Buße, als nach dem mächtigen „Ego te absolvo, ich spreche dich los von deinen Sünden“ unsere Seele aufsaugte, unser Geistesauge von Todeschatten zum Quell des Lichtes wandte, aber damit ist nicht der volle Sieg errungen, eine entscheidende Schlacht ist zwar gewonnen, aber nur die erste ist es, andere müssen folgen. Auch gegen Christus entwickeln sich ja immer neue Schlachtreihen, stets neue Angriffsmethoden ersinnt der alte Feind, aber das Endergebnis lautet immerfort: In hoc signo vinces. Die Völker des Aufganges und Niederganges wallten so zu den Füßen des Siegers über jeglichen Tod. Die Könige beugten sich vor ihm und wußten für ihre Kronen kein schöneres Diadem als sein Siegeszeichen, aus den Trümmern der Tempel erstanden christliche Heiligtümer und auf ihren Türmen das Wahrzeichen des glorreich Auferstandenen. Und wer weiß, ob wir es nicht noch erleben, daß auf der Hagia Sophia in Konstantinopel das Kreuz wieder den Halbmond verdrängt.

Wir müssen ihm folgen, wie auf dem Kreuzweg, so auf der Siegesbahn, müssen Herr werden unserer zahlreichen schlechten Gewohnungen im Laufe des Jahres, unserer natürlichen bösen Neigungen, des jedem Menschen innewohnenden Hangs zum Bösen.

Es wäre eine verhängnisvolle Selbsttäuschung zu glauben, nach guter Osterbeicht sei nun alles plötzlich in Ordnung. Dann tritt erst die Mahnung des heiligen Paulus (Röm. 6, 4) in ihre Rechte: „Gleichwie Christus von den Toten auferstanden ist, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Wie er das meint, sagt er im 19. Vers desselben Kapitels: „Wie ihr (seither) eure Glieder in den Dienst des Lasters . . . gestellt habt, so weicht nun eure Glieder dem Dienste der Gerechtigkeit zur Heiligung.“ Und je unähnlicher du seither dem kreuztragenden Heiland warst, desto schwieriger wird es natürlich für dich werden, dem auferstandenen ähnlich zu leben. Gar manchmal mag noch das verführerische Bild der Vergangenheit vor deinem zagenen Geiste aufsteigen, gar manchmal mögen die alten gefährlichen „Freunde“ in deinen Gesichtskreis treten, gar manchmal „Sinnenlust und Sinnenkultur“ in sinnverwirrendem Jubel zu deinen Ohren dringen, und ach, der Weg zur Höhe erscheint so lang, so steil und rauh! Dann heißt's: Schau nicht zurück! Was kümmern dich noch Ägyptens Fleischtöpfe, da das gelobte Land dir winkt! Denk nicht an den hinter dir liegenden verbotenen Genuß, der schneller verging als die Zeit. Die Hand hast du an den Pflug gelegt, nun heißt es: Vorwärts! Aber denke daran, wie schwer dir Ostern die Auferstehung geworden, wird es dir ein zweites Mal leichter werden, ja, wird dich der Herr noch einmal auf Erden zur Auferstehung rufen? Und wenn er wartete, für den rückfälligen Sünder sein: „Ich sage dir: Steh' auf!“ zu sprechen, wartete bis zum jüngsten Tage! — Schau nicht zurück, aber schau auf dich! Noch flammen die Narben der Wunden, die du selbst deiner Seele geschlagen, und du müchtest die Marter von

neuem beginnen! Du schmerzt es dir sein, das Bfegeld zu zahlen, das deine Seele von ihren Tyrannen befreit — wird es wohl leichter, auch in Zukunft in Knechtschaft zu schmachten! Nur einen Herrscher gibt es, unter dem die Seelen in vollstem Maße ihr Glück finden. Nur, wo Christus imperat, wo Christus herrscht, da ist schon jetzt der wahre Zukunftsstaat, nach dem die Menschen sonst vergeblich suchen. Und nicht bedeutungslos war deshalb das erste Wort, das der Heiland nach seiner Auferstehung zu den versammelten Jüngern sprach: „Der Friede sei mit euch!“

„Der gekreuzigte Heiland wäre . . . kein Heiland, kein Heilbringer, kein rettender Messias gewesen, wenn er nicht aus Grabesgruft zu neuem Leben erstanden, wenn er nicht als Sieger über Sünde und Tod glorreich hervorgegangen wäre.“ Und er wäre es nicht für uns, wir hätten keine wahre Osterfreude, wenn wir nicht aus vollen Herzen in die Worte des Gesangbuchs einstimmten könnten:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!  
Du Tod, Verwesung, nein, nun hebt  
Mein Geist nicht mehr vor euch zurück  
Nun sag' ich nicht beim Druck der Welt,  
Ich setz' auf Jesum. Diesem Held  
Vertrau' ich mich.“

Ihm vertrau' ich mich, der in mir lebt mit seiner Gnade, mit seinem Fleisch und Blut, seiner Gotttheit und Menschheit nach der heiligen Kommunion, der in mir gesiegt hat über mein trotziges Herz und siegen soll über mein der Erde zugewandtes, nutzloses, ach, so schwer zu begeisterndes Herz; ihm vertrau' ich mich, den ich nun zu meinem König erwählt, damit er unumschränkt in meiner Seele herrsche und damit ich nicht mit jenem Gottesgegner Julian einst — zu spät — bekennen muß: „Nazarener, du hast doch gesiegt!“, sondern aus seinen, auch in der Verkörperung mit den Wundmalen der Liebe gezeichneten Händen wahrhaft königlichen Lohn empfangen.

## Ostern

Den Ihr zu suchen kommet, ist nicht hier!  
So sprach der lichte Engel zu den Frauen,  
Die weinend kamen zu des Grabes Tür,  
Den Ort, wohin man ihn gelegt, zu schauen.  
„Bernehmt es, aus des Todes starren Banden  
Ist er, die Welt erlösend, auferstanden!“

Dem Tode hat den Schrecken und die Macht  
Der Gottessohn für alle Zeit entrissen,  
Erhell't des Aberglaubens tiefe Nacht,  
Errettet von des Irrtums Finsternissen.  
Und laut ertönt der Ruf in allen Landen:  
Freut, Christen, Euch: der Herr ist auferstanden!

Es schmückt die Erde sich mit jungem Grün,  
Die Wiederkehr des Sonntag zu ehren;  
Die Blumen flüstern es, die neu erblühen;  
Die Vögel künden es in Jubelschreien;  
Die kleinsten Wesen, welche Leben fanden,  
Sie rufen es: der Herr ist auferstanden!

O, stimme in der Schöpfung Loblied ein;  
Stimm' in die Hymne, die die Engel singen,  
O Menschenherz, und laß den Freudenschein  
Erluchtend und erwärmend dich durchdringen;  
Erhebe dich aus allen Erdenbanden  
Und juble mit: der Herr ist auferstanden!

## Auferstehen!

Ostererzählung von Erika.

Dorch, was der Wind erzählt  
Dem grünen Hag!  
Dorch, was die Lerche singt  
Vor Tau und Tag!  
Ein einzig Wort, so inniglich:  
„Ich liebe dich! ich liebe dich!“

Eine zierliche Mädchengestalt, der verkörperte Frühling, sang dies schlichte Liedchen jubelnd in den prangenden Lenzmorgen. Leichtfüßig durchschritt Else die kessbestreuten, vielgewundenen Wege eines kleinen Gartens, der ihr Vaterhaus zierlich umrahmte, erstrahlte sich an dem sarten, sprossenden Grün, dem Frühkonzert der gefiederten Sänger und suchte eifrig nach den ersten Frühlingssboten, den Schneeglöckchen.

„Ein Sträußchen für meinen guten, griesgrämigen Papa,“ flüsterte sie lächelnd, „und eines für Egon, meinen Liebsten, der heute kommt wird, um sein Bräutchen zu freien.“

„Eise! Du Wildfang! Wo steckst du denn eigentlich?“

„Hier, Papa!“ Else eilte ihrem Vater entgegen, der mühsam gehend, auf einen Stuhl gestützt, nach ihr ausschaute. „Schau, da bin ich in Lebensgröße,“ rief sie heiter und hing sich leicht an seinen Arm.

„Solltest noch häßlich warm in den Federn liegen, Elstein, statt die in der kühlen Morgenluft einen Husten, wenn nicht Schlimmeres zu holen. Du weißt doch, wie nachdrücklich der Arzt Schonung anempfahl für deine zarte Gesundheit!“

„Ach, Papa, ich konnte nicht mehr schlafen. Die Frühlingssonne sandte einen vorwichtigen Stoß direkt auf meine Augen, daß sie sich, gern oder ungern, öffnen mußten, und die Vögelchen lockten so dringlich — da bin ich husch — husch — aus dem Bett gesprungen und in den Garten hinaus!“

„Du, Papa,“ flüsterte Else, ernster werdend, „schau, jetzt sind wir so recht ungehörig, die Tante schläft noch, da wär's wohl an der Zeit, dir etwas zu bekennen. . .“

„Zu bekennen? Elstein! Was hast du denn wieder angestellt?“ Der alte Herr blieb stehen und sah seinem Tochterlein prüfend in das gesenkte Gesicht.

„Nicht wie ein armer Sünder schaust du aus. Na, schließ los; da werde ich wohl etwas Schönes zu hören bekommen.“

„O ja, etwas sehr Schönes. Hoffentlich bleibst du bei dieser Ansicht. Nein — wende die Augen ab, Väterchen; wenn du mich ansiehst, kam ich's nicht sagen! — Also, ich habe mich verliebt — verlobt — o Gott, und verplaudert! So schnell wollte ich dir's ja nicht mitteilen. Na, nun ist's heraus; nun sei mein guter Papa und sage mir gleich „Ja“ und „Amen.““

„Verlobt — verlobt —?“

„Höre, Papa! Geistesreich siehst du gerade nicht aus, das kann ich beim besten Willen nicht finden. Ist's denn gar so wunderbar? Ich werde im nächsten Monat zwanzig Jahre und kann doch nicht immer dein kleines Mädchen bleiben.“

„Aber so heimlich, Else! Wie hast du's nur angestellt, daß ich so gar nichts von alledem merkte, und vor allem — wer ist denn mein zukünftiger Herr Schwiegersohn?“

„Ach, Papa, du hattest ja nur Augen für deine armen gichtgeschwollenen Füße! Der Doktor aber, der dich behandelte, fand nebenbei auch Zeit, sich rettungslos in dein Elstein zu verlieben. Ja, Papa, es kam recht plötzlich; er kam — wir sahen — und — wir siegen? Herzensväterchen, sage ja!“

„So, der Doktor ist's? Nun, laß ihn erst mal kommen, deinen. . .“

„Egon heißt er, Papa!“

Lachend sprang Else davon, das verspätete Frühstück einzunehmen. Nach demselben erzählte sie der Tante, die seit langen Jahren der toten Mutter Stelle im Hause vertrat und von Elses Herzensgeheimnis bereits unterrichtet war, daß der gute Papa ihren Wünschen anscheinend nicht entgegen sei.

Liebevoll sah die alte Dame ihr Nichten an. „Mögest du nun recht glücklich werden, mein liebes Kind!“

„Ja, Tante,“ erwiderte Else träumerisch, „so hoffe ich auch. Aber manchmal beschleicht mich ein ahnungsanges Gefühl kommenden Leides, auch wenn Egon bei mir ist und so lieb und hoffnungsfroh von der Zukunft spricht. Ob's nicht doch ganz anders kommt, als wir ersehnen?“

„Das sind Hirngespinnste, Else; du träumst zuviel. Verbanne solche Gedanken und sei wieder unser heiteres Singvögelchen!“

„Gleich, Tante. Doch erst möchte ich dich etwas fragen — sei nicht böse, Liebe — aber ich möchte so gerne wissen, warum — warum du einjam geblieben bist.“

Erglühend barg Else ihr Köpfchen in der alten Dame Schoß. Diese aber schaute eine Weile mit ihren lieben Augen sinnend vor sich hin. Und dann erzählte sie dem aufhorchenden Kinde, wie auch ihr das Glück genahet in Gestalt eines jungen Mannes, wie sie so von Herzen sich lieb gehabt, aber die Eltern ihre Wahl nicht gebilligt hätten, weil der Geliebte andersgläubig.

„Das waren trübe Zeiten, Else, und oft wünschte ich uns beiden im Herzen den Tod, weil es mir ganz unmöglich schien, zu entsagen. Die Jugend kennt eben für Herzeleid keine andere Heilung als den Tod; sie begreift es nicht, daß das Leben größer ist als das Sterben.“

Und dann kam die Schreckensnachricht, daß der Geliebte auf dem Tod erkrankt sei und sehulich nach mir verlange. Da hielt mich nichts mehr; an sein Sterbelager bin ich geeilt und habe wieder und wieder gerufen: „Nimm mich mit! Laß mich nicht allein!“ — Er aber antwortete mit brechender Stimme: „Bleibe und trage; du hast noch Pflichten!“

„Ja, ich hatte noch Pflichten. Zuerst gegen meine alten Eltern, und als auch sie gestorben und dein Vater mich zu seinem mütterlichen Kinde rief, da ist mir in treuer Pflichterfüllung das Leben wieder lieb geworden, und aus dem Grabe meiner Lebenshoffnung entstand ein großes Mitleid, ein Verstehen und Mitfühlen für alles, was menschlich.“

Das alles erzählte die alte Dame dem weinenden Kinde, und langsam perlte auch ihr Träne um Träne über die bleichen Wangen und rann in die Flechten des Mädchens. —

Als gegen Mittag Elses Auserwählter kam und vom Vater des einzigen Kindes Hand erbat, wurde sie ihm zugesagt und die Verlobung auf den Ostertag festgesetzt.

Einige Tage später erhielt der junge Arzt den Antrag, in seiner Vaterstadt einen erkrankten Freund, der ebenfalls Arzt war, auf einige Wochen zu vertreten. Damit schlug für die Liebenden die Abschiedsstunde, die aber beiden nicht allzu schwer fiel, da ja Ostern nahe vor der Tür stand.

\*

Dorch, wie der Wind im Hag  
So fliegend zieht!  
Singt nicht der Vögelchen Chor  
Ein Trauerlied?  
Es kommt der Tod oft über Nacht —  
Wirft einsam sein, eh' du's gebahrt.

Egon S., der junge Arzt, sitzt in einem Abteil zweiter Klasse des Berliner Südzuges, und seine Gedanken eilen den rollenden Rädern voraus.

Vor wenig Stunden hat ihn die Nachricht ereilt, daß seine Braut infolge Lungenerkrankung schwer erkrankt sei. Eine Weile war er wie betäubt vor Schrecken, dann hat er alles vergessen — Berufspflicht und herrliche Patricien — und ist zum Bahnhofe gerannt und im letzten Augenblicke noch in den zur Abfahrt fertigen Zug gesprungen. Tausend quälende Gedanken jagten sich hinter seiner schmerzenden Stirn.

Wie wird er sie finden, seine Elfe, sein Liebste? Sehr krank wahrscheinlich, aber doch nicht hoffnungslos — o Gott, nicht hoffnungslos! Es muß, es wird seiner Kunst gelingen, das teure Leben zu erhalten. O Gott, dieses Unglück! Und in drei Tagen ist Ostern, der geplante Verlobungstag! — — —

Der Zug hält, Egon springt heraus und eilt schmelzen Fußes die staubige Landstraße dahin, die zum Vaterhause der Geliebten führt.

Man steht er am Tor und zieht zaghafte die Klingel. Eses Tante öffnet und erklärt dem Angstgequälten, daß seine Braut eben im leichten Schlammer liege. Beide betreten beide das Krankenzimmer. Egon steht an der Bette und schaut forschend in das todblaue Gesicht. Das erfahrene Auge des Arztes erkennt sogleich den hoffnungslosen Zustand der Kranken, und diese Gewißheit läßt den starken Mann wie ein geknicktes Rohr zu Boden sinken.

„Elfe, mein Liebste!“ stöhnt er qualvoll und küßt leise die durchsichtigen Hände.

Elfe schlägt die Augen auf, ein trobes Leuchten liegt in ihrem Blick, als sie flüstert: „Egon, bist du da? O, ich wußte es, daß ich nicht sterben würde, ohne Abschied von dir zu nehmen! Ich bin so krank, Liebster, und leide große Schmerzen. Komm, nimm meine Hand in deine, so trag ich's leichter. — Sei nicht so trostlos, Egon! O, wohl ist's hart, zu scheiden; aber es ist ja nicht auf immer. Laß uns hoffen auf den ewigen Ostertag, da der liebe Gott jene, die er hier trennt, aufs neue zusammengibt zum seligen, ewigen Leben. — Daß dir wiederholen, Liebster, was mir mein Mütterlein erzählte, wenig Tage vor ihrem Sterben, und denke daran, wenn ich nicht mehr bin; dieser Worte Bedeutung wird deinen Schmerz lindern, wie einst den Jammer des mütterlosen Kindes.“

„Still, Elfe! Du darfst heute nicht mehr sprechen, morgen . . .“

„Morgen kann ich vielleicht nicht mehr, darum laß mich nur, Egon.“

„Es war vor uralter Zeit, da stand eines Tages ein Elternpaar an ihres liebsten Kindes Leiche. In ihren Augen lag ein Grauen über das Furchtbare, das sie schauten und doch nicht fassen konnten. Sie riefen den Schlämmernden mit Namen, er wachte nicht auf, sie hoben ihn auf, er sank schlaff zurück, sie mühten sich, seine starren Glieder zu erwärmen, umsonst — er blieb steif und kalt.“

Da kam dem Vater eine furchtbare Erkenntnis. — „Das ist der Tod!“ rief er aus, „der Tod — die Strafe unserer Sünde!“ — —

Viertausend Jahre hatte seitdem der Tod seine Ernte gehalten auf der ganzen Welt — da ging an einem leuchtenden Lenzmorgen ein Weib durch einen Garten — ihr Ziel war ein Grab. Ihre Augen sahen nicht den Sieg des Frühlings über den harten Winter; sie waren trüb und matt vom vielen Weinen. Das Herz lag ihr wie ein Stein in der Brust; denn er, den sie liebte, war tot. Sie hatte ihn sterben sehen und war dabei, als man ihn ins Grab legte.

„O Tod, wie bitter scheidest du, die sich lieben!“ seufzte sie schmerzlich. Da — ihre Augen weiten sich in Staunen und namenlose Entzücken — da sah sie den Verewinten vor sich stehen, nicht bleich und wundenentstellt, nicht in der Leichenhülle, sondern wie er im Leben gewesen, nur viel zarter noch und lichter.

Und seine wohlbelohnte, geliebte Stimme sprach das eine Wort: „Maria!“

Da jauchzte Maria Magdalena auf: „Meister!“ und sank jubelnd und vor Freude weinend zu seinen Füßen. Er lebte, er war auferstanden, er hatte Tod und Grab besiegt.

Seit diesem ersten seligen Ostermorgen ist der schwere dunkle Baum gebrochen, der auf der Menschheit lag, der Tod hat seine Schrecken verloren; ihm folgt ja die Auferstehung und Wiedervereinigung mit unseren Lieben dereinst am ewigen Ostermorgen.“ — —

Erschöpft schwieg die Kranke. Egon reichte ihr einige stärkende Tropfen und wich keinen Augenblick vom Lager seiner dem Tod geweihten Braut. Und als des Gründonnerstags Abend schatten sich senkten, schloß Elfe die Augen zum ewigen Schlummer.

Mühender Frührothchein weckte den jungen Ostermorgen. Jetzt schwang eine Glocke ihre zitternden Schläge vom hohen Dom, eine zweite, eine dritte setzte ein und endlich vervollständigte die vierte mit tiefem Haß das melodische Geläute.

Und bald drang von allen Kirchen eherner Ostertruf zum Himmel, und die Menschen rüsteten sich, die Auferstehung des Heilandes zu preisen.

Ehrene Glockenlänge hallten auch dumpf und trauernd am Ostermorgen über einen frisch aufgeworfenen Hügel, daran ein paar Leidtragende ihr Liebste beweinten.

Wohl trauerten sie und sagten, doch nicht wie jene, die keine Hoffnung haben; ihre Blicke gingen trostsuchend und -findend nach dem Kreuzbild inmitten des Friedhofes, dem Siegeszeichen der Erlösung und Auferstehung.

## Sprüche und Lebensregeln

Es sporne dich auch in schlimmer Zeit,  
Ein jeglicher Tag zur Tätigkeit,  
Um den ist's getan, er hat nur Leid,  
Der die Arbeit verschiebt auf bessere Zeit.

Rasch verweilt der Kranz aus Zweigen,  
Die du spielend dir gewannst;  
In der Not erst magst du zeigen,  
Wer du bist und was du kannst.

Denn du, o Mensch, nicht willst verarmen,  
Mußt du der Armen dich erbarmen;  
Denn Gottes Segen bringt ins Haus,  
Was man den Armen gibt hinaus.

## Maria und Marie

Erzählung von M. E. Engelhardt.

Nachdruck verboten.

Den Bitten des jungen Mannes, sich sogleich mit Maria verloben zu dürfen, widerstanden die Eltern. Beide sollten sich erst prüfen, ob ihre Liebe eine echte und kein flackerndes Strohflecken sei. Es blieb den jungen Leuten nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Dilmars reisten nach Italien, wo sie den Winter über verbrachten, und als sie mit dem ersten Frühlingswehen in der nordischen Heimat anlangten, fanden sie auch schon einen Brief von Darbot vor, worin dieser sichtlich bat, dem Hangen und Bangen ein Ende zu machen und ihn zu rufen, daß er Maria seine Braut nennen dürfe.

„Liebst du ihn denn wirklich, mein Herzenskind?“ forschte Frau Dilmars, als ihr Gatte, der Maria Mitteilung davon machte, die Frauen allein ließ.

„Ob ich ihn liebe? o, Mama, welche Frage! für mich ist Eugen alles, ohne ihn würde das Leben mir nicht mehr lebenswert sein. Ich bin bereit, ein Dasein von Entbehrungen auf mich zu nehmen, an seiner Seite wäre es mir ein Spiel, das Schwerste zu ertragen, das heißt, wenn seine Liebe mir bleibt“ — es flog wie ein Schatten über ihr lächeln Gesicht; aber es war auch nur ein Schatten, — dann sah sie mit einem glücklichen Nücheln zu ihrer Mutter hinüber, „und diese bleibt mir so gewiß, wie ihm die meine, ein ganzes, langes, glückliches Leben hindurch — und dann, wenn einst der Tod uns scheidet, dann hoffen wir auf ein Wiedersehen im Vaterhause.“

Wenige Tage später rief Dilmars den Schwiegersohn herbei; Eugen Darbot wurde der erklärte Bräutigam Marias. Man feierte ein glänzendes Verlobungsfest. Darbots Eltern und seine Schwester Melanie waren gekommen; man war entzückt über die Schönheit der Braut; die Fabrik und den Reichtum Dilmars fand man aber nur sehr mittelmäßig, doch das schadet nicht, wenn Eugen nur einmal vermählt, dann würde man mit Papa Dilmars schon ein vernünftiges Wort sprechen bezüglich größerer Spekulationen.

Als die Siringenbäusche wieder blähten, war die Fabrik in die Hände eines anderen Besitzers übergegangen. Dilmars waren der geliebten Tochter nach Brüssel nachgezogen, wo sie seit einem halben Jahre Frau Darbot war.

Das Haus des Gärtners Lenz war niedergerissen, der Garten, den der rastlos tätige Mann im Schweige seines Angesichtes baute, war zertreten. Lenz schlief seit einem Jahre unter dem kühlen Rasen, die heißesten Gebete, die treueste Liebe hielten ihn nicht zurück, es gefiel dem Herrn, ihn zu sich zu nehmen und die Zahl der Witwen und Waisen auf Erden zu vermehren. Frau Lenz war es nicht möglich, das kleine Eigentum zu behaupten, der neue Fabrikherr hatte ihr eine angenehme Summe dafür geboten, und sie hatte es ihm überlassen. Ehe noch das Haus abgebrochen und der blühende, einst so sorglich gepflegte Garten verwüßt war, zog sie mit den Jahren an einen anderen Ort.

Sie folgte dem Rufe ihrer Schwester, welche auch vor kurzem erst Witwe geworden und die ihrer und der jungen Kräfte bedurfte, da sie ein ziemlich großes Gut zu bewirtschaften hatte und, an beiden Füßen gelähmt, ohne die Hilfe der Schwester gänzlich auf Fremde angewiesen gewesen wäre. Frau Lenz sah darin eine freundliche Fügung ihres Gottes, den Anfang des Segens ihres Mannes, der über ihre Kinder kam. Die älteren verdienten ihr Brot schon draußen als Gärtnergehilfen, ein jüngerer war noch in der Lehre, und die übrigen, worunter Marie sich befand, waren mit ihr in der Tante Haus.

Die einsame, kränkelnde Frau schien sich wieder unter dem jungen Volke zu verjüngen, sie hatte nie Kinder gehabt, ihr Leben war ein förmig und sonnenlos gewesen an der Seite eines harten, geizigen Mannes, man sah sie sich gehend und gepflegt, man suchte ihr die leisesten Wünsche an den Augen abzulesen. Marie ward auch der Tante Liebling, es war eine Freude, sie arbeiten zu sehen, so flink ging ihr alles aus den Händen, und dann konnte sie wieder so stille neben ihr sitzen und ihr die kranken Füße reiben, und dabei so traut und so lieb fragen: „Tantchen, hast du noch immer Schmerzen?“ „Ja, jetzt erst freut mich mein bißchen Leben“, meinte sie dann, „und das Geld, das mein verstorbener Mann zusammen-gescharrt hat, auch, denn es schützt meine arme Schwester und ihre Kinder vor Not, und ich habe Liebe und Frieden, und ohne beide gedeiht kein Mensch, so wenig wie die Pflanze ohne Sonnenschein.“

Als Maria wieder in die alte Heimat zurückgekehrt war, hörte sie von den schweren Verlusten, welche die Familie Lenz getroffen hatte. Oft blickte sie hinüber nach der Stelle, wo Marie so oft gestanden, sie war leer, eine heimliche Sehnsucht nach ihr beschlich sie dann, sie hätte ihr so gern ihr bräutliches Glück vertraut, man konnte sie ihr nicht einmal darüber schreiben, denn sie wußte nicht, wohin Marie gezogen, eine jede Spur von ihr war verloren. — — —

In tadellosem schwarzen Anzuge, angelegentlich gerade damit beschäftigt, die Handwäsche zuzuknüpfen, trat Rudolf Dietrich in die behagliche Wohnstube seiner Mutter, der Witwe des Wäckermeisters Rudolf Dietrich. Beide, Mutter und Sohn, standen im Begriffe, in ein Wohl-tätigkeitskonzert sich zu versetzen, das zum Besten der Stadarmen Bonns stattfand. Frau Dietrich, eine reiche, und wegen ihrer Wohlthätigkeit bekannte Persönlichkeit, ließ kein solches Konzert vorübergehen; um des guten Zweckes willen nahm sie stets ein halbes Duzend Büllets, außerdem liebte sie Musik leidenschaftlich.

Frau Dietrich stand im braunen Seidenkleide vor der glänzend ge-

holzten Kommode und entnahm einem kleinen Gläschen einen breiten Goldreif. „Vergiß mein nicht“ stand in blauem Emaille darauf. Sie schob ihn an den kleinen Finger der zierlichen rechten Hand, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, dann rief sie zur Türe hinaus: „Liebste, den Kaffee!“

„Da ist er schon, Frau Dietrich,“ entgegnete die Gerusene, die mit dem blinkenden Messingbrett, worauf Tassen und Kannen sich befauden, eintrat.

„Rudolf“, wandte sich Frau Dietrich an ihren Sohn, „noch schnell ein Lächeln, wir trinken ihn heute um eine Stunde später, denn das Konzert währt doch immer zwei Stunden.“

„Ich danke, Mutter,“ entgegnete Rudolf, „du weißt, ich bin kein Freund davon,“ dabei blickte er durch das kleine Fenster, das von der Wohnstube in das Verkaufslokal mündete, in welches soeben eine Dame eingetreten war.

Der schwarze Tillhut mußte der Trägerin schon lange seine Dienste geleistet haben, an dem langen, am Saume beschmückten Mantel rieselte das Wasser förmlich herab, schwer von Kot und Nässe streifte das Kleid den glänzend gefeierten Boden. Schleppend, als wollten die Füße sie nicht mehr tragen, ging sie bis an den Ladentisch; fast hilflos irren ein paar tobesträubige Augen durch den Raum, offenbar zögerte sie, sich an den eleganten Herrn zu wenden, der sich ihr mit der Frage höflich näherte: „Mit was kann ich dienen?“

„Nur ein Brötchen, bitte,“ klang es zaghaft, fast entschuldigend zurück, und einen Augenblick flogen diese schönen, traurigen Augen hinüber zu dem jungen Manne, als sie das Geld auf den Tisch legte und mit einem leisen Neigen des Hauptes sich zum Gehen wandte.

Ach, das Gesicht, das traurige Gesicht, dachte Rudolf Dietrich, der das weiche und beste Herz auf der Welt hatte, und winkte seiner Mutter durch das Fenster, sie möchte sich die Kundin genauer ansehen.

Da stand aber auch schon Frau Dietrich in dem Laden, denn auch sie hatte die Dame beobachtet und trat schnell an ihre Seite.

„Wäre es nicht besser, meine Dame, Sie würden diesen Schneesturm erst etwas vorübergehen lassen?“ redete Frau Dietrich die Fremde freundlich an, „sehen Sie, hier neben dem Ofen ist ein warmes Plätzchen, Sie sind auch völlig geschützt vor den Blicken der Eintretenden, bitte, treten Sie näher!“

„Sie sind sehr gütig,“ erwiderte die Dame, „ich nehme Ihr freundliches Anerbieten dankbar an.“ Sie schritt an Frau Dietrichs Seite nach dem bequemeren Lehnstuhl, worauf sie sich völlig erschöpft niederließ.

Die Fremde nahm den regenschweren Mantel ab und hing ihn in die Nähe des Ofens und dann, als sie auch des Hutcs sich entledigt hatte, gewahrte man erst die edlen, vornehmen Züge des bleichen Gesichtes.

Frau Dietrich beschäftigte sich, nachdem sie wieder in die Wohnstube zurückgekehrt war, unausgesetzt mit der fremden Dame. Wo hatte sie dieselbe schon einmal gesehen? Diese tieftraurigen, schönen Augen, wem gehörten sie doch an? Plötzlich schien Frau Dietrich einen Entschluß zu fassen. Sie eilte zur Küche und holte einen heißen Kaffee, dann setzte sie eine Tasse auf das Brett und trat damit an den Tisch, an welchem die Dame saß.

„Erlauben Sie mir, Ihnen eine Tasse Kaffee anzubieten, ich vermute, daß Sie fremd in unserer guten Stadt sind, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab.“

Die Augen der Frau ruhten so warm auf ihr, der Fremden, die dankende leise Ablehnung blieb unbeachtet, Frau Dietrich füllte die Tasse mit dem braunen Trank, und während sie für die Behaglichkeit ihres Gastes sorgte, ruhte ihr Blick unausgesetzt auf ihr. Da bemerkte sie mit einem Male, wie diese tiefen, traurigen Augen starr auf sie gerichtet waren, nein, nicht auf sie, — auf den Finger, worin der Goldreif war mit dem blauen Emailstreifen und der Inschrift: „Vergiß mein nicht!“

Ein Bittern überließ die schlanke, zarte Gestalt der Dame, sie schloß die Augen, eine mächtige Erregung überwältigte sie, dann rief sie aus: „Mein Ring! mein Ring! den ich meiner liebsten Jugendfreundin gab! — und — o Gott! täusche ich mich nicht, — nein! es sind ihre warmen, sonnenhellen Augen — du, du bist es, Marie!“

„Ja, ich bin es, Maria! Gott ist unendlich gütig! Er ließ dich mich finden! — Dich! nach der ich mich wie ganze Zeit sehnte, all die Jahre her. — Nun ich dich gefunden, lasse ich dich nimmer von mir, — doch, was spreche ich? — Dein Mann? — er hat ja das erste Recht an dich, lebt er noch?“

„Nein, Maria, er starb vor kaum einem Jahre.“

„Hast du Kinder?“

„Ein Kind, meine Anna, die mir Gott schenkte, damit ich das Leben noch für lebenswert hielt,“ sagte Frau Darbot mit bitterem Lächeln, „an meines Mannes Seite war es kein Leben,“ fügte sie leise hinzu. — „Ja, nach neun Jahren kam sie zur Welt, — damals hatte ich schon alle Arten des Jammers durchgelitten, welche über ein betrogenes Weib kommen können. Darbots Liebe war nur Leidenschaft, ein verflackerndes Strohfeuer gewesen, — der Reichtum, den er vorpiegelte, Schein; Darbots brauchten Geld und wieder Geld, um sich von ihrem bevorstehenden Falle zu retten, meine Eltern, welche um meinwillen nach Brüssel zogen, gaben alles hin, — allein man hätte eher eine stürzende Lawine mit der Hand aufgehalten als den Ruin. Als nichts mehr da war, verschwanden Darbots eines Tages mit meinem Manne, ich stand mit meinem kleinen Kinde und meinen betagten Eltern allein. Daß mich jene Zeit des Glendes übergehen. Ich die sonst so süßame Tochter meiner Eltern, die einst ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit Darbot ertrotzt hatte, ich litt die Qualen der Verdammten, daß sie durch denjenigen, dessen Weib ich war, dem Mangel preisgegeben wurden. Zwei Jahre lebten und litten sie noch, dann schlossen beide nach kurzer Trennung die Augen.“

„Ich war allein mit meinem Kinde, ich nahm meine vergessene Malkunst wieder auf, sie fristete uns das Leben, als wie ein Sturmwind

plötzlich mein verschollener Mann in unser stilles Haus hereinbrach. Zehn Jahre waren die bittersten von all dem Bitteren, was ich bisher erduldet, ich und meine Anna.“

„Wir arbeiteten unaufhörlich Tag und Nacht, und er opferte das Erworbene dem Trunke. Nach Jahren, in welchen wir unäglich gelitten, fand er infolge seiner Unmäßigkeit den Tod. „Nachdem Darbot begraben war, bemühte ich mich, für Anna eine passende Stellung zu erlangen, und jetzt ist sie seit zwei Monaten Erziehlerin in Mes. Die Krankheit meines Mannes verschlang das Wenige, das wir noch besaßen, ich war genötigt, alles zu verkaufen, und siehe nun im Begriffe, mir, gleich Anna, meinen Lebensunterhalt in der Fremde zu erwerben, da meine armen Augen nicht mehr zum Malen taugen, und so kam ich, da ich Brüssel für immer verließ, hierher nach Bonn und — o Wunder — darfst dich, die Freundin und Gespielin meiner Jugend finden!“

„Und der Ring mußte uns zum Erkennungszeichen werden, den ich stets wie ein Kleinod bewahrte, seitdem du mir ihn vor unsrer Trennung gabst. Wäre er nicht gewesen, wer weiß, ob wir nicht fremd aneinander gegangen wären, obwohl wir gegenseitig seltsam bewegt waren, als wir uns erblickten. Der Unwissende hat aber schon unsere Wege gekannt und die Stunde vorhergesehen, in der wir uns wiedersehen sollten,“ fügte Frau Dietrich hinzu. „Und nun, Maria, da es des Herrn Hand war, die deine Schritte lenkte, und wir sein Wollen erkennen, so bleibe bei mir! Ich werde dich auf meinen Händen tragen und werde dich lieben wie eine Schwester; sage ja, Maria!“ und Frau Mariens Augen konnten so warm bitten wie ebend.

„O, meine treue, liebe Freundin, deine Liebe zu mir und deine Selbstlosigkeit reißt dich hin, dir eine Last aufzubürden, welche dich bedrücken könnte, das aber kann und darfst ich nicht zugeben, gerade deshalb nicht, weil ich dich liebe! Für Tage nehme ich deine Gastfreundschaft an, bis ich eine Stellung gefunden habe, dann aber laß mich ziehen, — ist es doch ohnehin des Glückes genug, daß ich in deinem Hause und an deinem Herzen ruhen dürfte.“

„Maria, du sagtest doch, du suchtest eine Stellung?“

„Dem ist so,“ entgegnete Frau Darbot.

„Aber, ich suche und brauche eine Hilfe, willst du mir zur Seite stehen?“

„Gerne, mit Freunden, aber in welcher Weise?“

„So höre denn!“ begann Frau Dietrich: „Mein verstorbener Gatte hoffte, daß sein Rudolf einst das blühende Geschäft übernehmen werde; aber jener, als er das Gymnasium absolviert und ein Jahr studiert hatte, folgte seiner ausgesprochenen Neigung und wurde Landwirt, und sein Vater hinderte ihn nicht, da er wußte, daß zu allen Dingen Lust und Liebe gehört, deshalb ließ er Rudolf seinen Willen, zumal er seine Freude und sein Stolz war.“

„Um seine Kenntnisse zu erweitern, schickte er seinen Sohn in die Schweiz, nach Ungarn und später nach England, wo Rudolf gerade sich befand, als sein Vater starb.“

(Schluß folgt.)

## Literarisches

Prälat Dr. Keller, Homiletische Sonntagspredigten, 2. Band (Pfingstfestkreis), 597 S., br. 4.80 Mk., geb. 5.80 Mk. Verl. Gebr. Steffen-Limburg.

„Sonntagspredigten“ werden sie auf dem Titelblatt benannt, im Vorwort aber zutreffender „Sonntagsbelehrungen“. Denn es sind nicht formgerechte Musterpredigten, sondern mehr eine reichhaltige Materialsammlung und vor allem anregende Belehrungs- und Erbauungslektüre. In solcher paßt auch die einfache und doch nicht selten tief ins Herz greifende Sprache — eine charakteristische Eigenart des Verfassers, der im Leben mit gründlicher Gesehsamkeit bescheidenstes Auftreten verband und auch als Pfarrer der Westkurstadt Wiesbaden sich den verständigen Blick für die Sorgen und Nöten der Kleinen bewahrt hatte.

In dem sicheren Aufbau der Gedanken zeigte sich der künftige, praktische Schulmann, als der Keller weit über seine Heimatdiözese hinaus rühmlich bekannt war; in dem gediegenen Ausbau der einzelnen, den Evangelien entnommenen Gedanken — wirkliche Erklärungen der Evangelien sind diese Belehrungen nicht — offenbart sich ein durch Betrachtung und Ascese vertiefter Geist. Apologetische Begründung tritt mehr zurück.

Es war gewiß ein Wagnis, die im Laufe der Zeit in Sonntagsblättern veröffentlichten Artikel nach dem Tode des Verfassers zu sammeln und in Form von Büchern, von denen man immer eine gewisse Einheitslichkeit erwartet, herauszugeben. Und so sind diese Belehrungen — 8 bis 13 für jeden Sonntag — denn auch gewiß nicht ganz gleichartig und gleichwertig und würden von dem Verfasser selbst vor der Herausgabe vielleicht noch stellenweise eine Umarbeitung erfahren haben. Aber andererseits wirken dieselben, so wie sie vorliegen, auch wieder ursprünglicher, als Spiegelbild der Stimmung, aus der sie jeweils entstanden. Die freundliche Aufnahme des ersten Bandes (Weihnachts- und Osterfestkreis) darf denn auch dem Herausgeber, einem Neffen des Verstorbenen, Beweis dafür sein, daß die geübte Pietät dem Werke nicht geschadet hat.

Wir wünschen auch diesem zweiten Band der „Homiletischen Sonntagspredigten“ weiteste Verbreitung und sehen mit hochgespannten Erwartungen dem Erscheinen der „Katechetischen Predigten“ entgegen, in denen Prälat Keller unbestritten schlecht hin Meister gewesen.